

II. Antrittsrede

des
Direktors.

Hochgeehrte Versammlung,
Lieben Schüler!

In dem feierlichen Augenblicke, in welchem ich, durch das Wort des Herrn Syndikus ermächtigt und den Herrn Oberbürgermeister verpflichtet, die Leitung dieser ehrwürdigen Anstalt übernehme, drängt es mich vornehmlich, dem schönen Gefühle aufrichtig ergebener Dankbarkeit, die ich dem Hochedlen Rate dieser Stadt schulde, einen schlichten Ausdruck zu geben. Ich weiss es und fühle es ganz: Wenn Bürgermeister und Rat von Stralsund den Beschluss gefasst haben mir, dem Fremdling in dieser Stadt, welche das Gute so gern aus nächster Nähe nimmt, die Leitung der ältesten höheren Bildungsanstalt von Stralsund zu übertragen, so bin ich dadurch eines Vertrauens gewürdigt worden, das alle Kraft meines Geistes und alle mir innewohnende Willensstärke herausfordert. So darf ich es also und so werde ich es, soweit in meiner Macht steht, nimmer an mir fehlen lassen! Aber wie weit reicht die schwache Kraft eines Menschen? Wer sich selbst kennt, weiss auch, um wie viel gar oftmals das Vollbringen hinter dem Wollen zurückbleibt, und wer auf eine so stattliche Reihe hervorragender Vorgänger im Amte zurückschaut, die hier mit Segen gewaltet haben, seit der erste Rektor dieser Anstalt, der treffliche Rhodoman, den mönchischen Geist träger Genussucht aus diesen Klosterräumen vertrieb, der mag so glänzender Tüchtigkeit wohl den Antrieb zu treuer Nachfolge und unentwegter Pflichterfüllung entnehmen, aber es bleibt ihm auch die beängstigende Frage nicht erspart, ob er solcher Vorgänger würdig sei. Im August des verflossenen Jahres hat ein Mann das Zeitliche gesegnet, der dieser Anstalt ein halbes Menschenalter vorgestanden hat. Ein treuer Steuermann des ihm anvertrauten Schiffes, ein kenntnisreicher und geistvoller Lehrer, ein Kämpfer in Leiden, ein Vorbild für viele hat Direktor Winter bis zum letzten Atemzuge auf dem ihm gewiesenen Wachtposten ausgehalten und in entsagender Pflichttreue den mühevollen Kampf des Lebens ausgekämpft! Drei Vierteljahr hat das Gymnasium seit jenem Tage des Direktors, aber nicht des Leiters entbehrt. Mit kräftiger Hand und bereitem Willen leitete Herr Prof. Dr. Rollmann seit Direktor Winters Hinscheiden die Anstalt, welcher er selbst seit so vielen Jahren seine Kräfte gewidmet hat, und wenn er zu anderen Lasten auch diese Last treu und unermüdet getragen hat, so gebührt ihm dafür nicht nur der Dank der Schule, sondern auch die persönliche Danksagung desjenigen, in dessen Hände er am heutigen Tage das sorgsam gepflegte Kleinod, die Jugend dieser Anstalt, gelegt

hat. Möchte es von nun an mir beschieden sein, in steter, ungetrübter Einigkeit mit Ihnen, meine hochgeehrten Herren Kollegen, dieses Schatzes zu warten! Ich bringe Ihnen volles Vertrauen entgegen, und Vertrauen ist des Vertrauens wert! Lassen Sie uns wetteifern in herzlicher Liebe zu dieser Jugend, in edler Pflichterfüllung bei Ausübung unseres herrlichen Berufes, in idealem Sinn und unermüdlichem Streben nach allem Hohen und Göttlichen! Ein altes wahres Wort sagt uns, dass Lehren — eben nur lehren, Vorbilder aber mit sich fortreissen. Wohl an denn, meine Herren, möchten wir dieser jungen Schaar mehr als Lehrer sein, möchten wir ihr Führer durch Wort und Beispiel und Leiter zu allem Guten werden! Der Gott aber der Liebe und Kraft, ohne den wir nichts vermögen, er stärke unseren Willen und erfülle uns mit seinem heiligen Geiste jetzt und immerdar! — —

Im Zeitalter der Kirchenverbesserung, im Todesjahre Melanchthons gegründet, zeigt diese altehrwürdige Anstalt, welche mit ihren weiten Hallen und gewölbten Räumen beredtes Zeugnis ablegt von einer entschwundenen Periode, noch heute die Grundlagen jenes Zeitalters: die Ziele, welche die gelehrten Schulen unseres Vaterlandes seitdem verfolgt haben, sind auch die ihrigen: „Seit der Reformation atmet in unseren Gymnasien alles klassisches Altertum“. Und das ist nicht zufällig. Besteht doch zwischen der Erneuerung der gelehrten Bildung durch die klassischen Studien und der Wiederbelebung des religiösen Bewusstseins der engste Zusammenhang, dessen sich die Reformatoren sehr wohl bewusst waren. Ein Zwingli hoffte im Himmel den Sokrates, den Aristides, die Scipionen und andere fromme Heiden, mit denen er innere Verwandtschaft fühlte, wiederzufinden: so nahe war er den hehren Gestalten des klassischen Altertums getreten! Und wenn Luther diesen Humanismus auch nicht kannte, so war er doch ebenfalls durch die Schule altklassischer Bildung hindurchgegangen und hätte ohne dieselbe nimmermehr vermocht die heiligen Bücher mit genialer Schöpferkraft und nie ermattender Begeisterung in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Die welterlösende Offenbarung kam freilich von den Juden, aber sie wäre gewiss nicht von so schnellem Erfolge, wie wir ihn billig bewundern, begleitet gewesen, hätte nie die Welt im Fluge gewonnen, wäre nicht jene Vorbereitung vorausgegangen, welche gottergebene Dichter und tief sinnige, vom lautersten Wahrheitssinn beseelte Denker dem Christentum bei den Griechen geleistet haben. Was Hellas' grosse Geister vorahnend geschaut, worauf sie in stetiger Entwicklung in heiligem Suchen die Menschen geführt haben, — jener Stern des Evangeliums, welcher mit beseligendem Glanze über die Welt dahinzog, dem die Völker unseres Erdteils gefolgt sind, hat es zur Wahrheit gemacht und die Erneuerung der reinen Lehre später an dem Punkte wieder angeknüpft, von wo das Evangelium selbst zu einem Teile ausgegangen ist.

Es geht ein tiefer, monotheistischer Zug auch durch das griechische Heidentum. Edle Dichter haben den Einen Gott voraus geahnt und die Weisen des Volkes ihn im voraus verkündigt: zu immer grösserer Reinheit ward der Gottesbegriff bei den Heiden entwickelt, mehr und mehr von ihm das Menschliche abgestreift, das ihm aus einem naiven Zeitalter noch anhaftete, immer deutlicher die Einsicht ausgebildet, dass die endlichen Schwächen der Menschennatur mit dem ewigen Wesen der Gottheit unvereinbar sind. Der König der Welt, der von Anfang das Scepter führt, von dem die Dichter in weihevollen Gesängen beginnen und mit dem sie enden, muss frei sein von Ungerechtigkeit und Hass, von Lug und Trug, von frevler Liebe und störender Leidenschaft, das Bleibende im Wechsel, das Unfehlbare in der irrenden Welt, das Urbild des Guten und Vollkommenen darf nimmer nach dem Bilde der fehlenden, unvollkommenen Menschheit geschaffen sein, und die Vielheit der Götter muss allgemach hinter der Einheit des Gottesbegriffes zurücktreten. Nicht als ob die Volksreligion damit aufgehoben und die frommen Dichter, wenn sie sich

schon mit ganzer Seele in das Wesen des Einen Gottes versenkten, von der altehrwürdigen Ueberlieferung abgefallen und dem Glauben ihrer Väter ungetreu geworden wären: aber in weihevollen Stunden haben sich diese gottbenedigten Heiden als die Heiligen ihres Volkes hinauf geschwungen zur Erkenntnis der grossen Idee der Einheit und Unteilbarkeit Gottes. In feierlich-ernstem Gebet dringt es himmelwärts, das hohe Lied des griechischen Monotheismus, das der gedankenreichste tragische Dichter der Griechen, der gewaltige Aeschylos, erklingen liess, jener erhabene Chor:

Zeus, Zeus.

Mit diesem Namen nenn' ich ihn,

Mit jedem, den er hören mag.

Und ob ich alles wäge,

Zu leicht befind' ich alles:

Von Sorgen und von Simmen

Und Zweifeln löst das Herze

Mir Zeus allein.

Hin, hin,

Vergessen ist, der einst geherrscht,

Der Urwelt ungeheurer Gott.

Titanenlist bezwang ihn.

Auch sie fand ihren Meister.

Doch aller Weisheit Ende

Ist andachtvoll zu preisen

Des Zeus Triumph.

Er wies den Weg zur Tugend,

Er gab die ew'ge Satzung.

Durch Leiden lernen.

Und auf das müde Herze

Sinkt statt des Schlummers quälend

Die Reue nieder,

Und wider Willen muss der Mensch sich bessern.

Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam, —

Doch Gott ist gütig.

Wie ein tröstender Psalm voll innigsten Gottvertrauens ergreifen jene herrlichen Klänge des frommen Sophokles, des ganze Poesie den Triumph der göttlichen Weltordnung über menschliche Ueberhebung feiert; erhebenden Trost und balsamische Hoffnung spenden jene wundervollen Worte aus der Elektra:

Nur Mut, nur Mut, du Liebe!

Noch lebt der Gott der Macht,

Der alles schaut, alles lenkt, im Himmel!

Und ihm befehl alle deine Sorgen!

Ihn lass richten und strafen und mildre das Glühen des Hasses!

Die Zeit vollendet alles!

Und wenn der Psalmist seine Seele ermutigt durch den beglückenden Hinweis auf den Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, so vertraut der fromme Grieche mit nicht minder fester Zuversicht dem immer wachen, allmächtigen, ewigen Gott, des Auge nicht schlummert noch schläft.

Flüchtigen Fusses
 Eilet die Zeit — eilet an ihm vorüber;
 In Olympos' Lichtglanz
 Thront er in ew'ger Jugend.
 Doch in allen Zeiten, heut' wie morgen,
 Gelten wird der alte Satz.
 Der gebent: im Leben
 Der Menschen ist Schuld nimmermehr ohne Sühnung.

Giebt es frömmere und tiefer empfundene, herrlicher gefügte und schöner gestaltete Lehren? Wann ward der Gottheit Allmacht und Erhabenheit, wann ihre Allwissenheit und Allgegenwart, wann ihre Ewigkeit, Gerechtigkeit und Güte von frommen Christenmenschen inniger und andächtiger gepriesen? Unser grosser Reformator, den an Gemüdstiefe und religiösem Sinn wenige Menschen erreicht und keiner übertroffen hat, der sich durch äussere und innere Anfechtungen zur Klarheit reiner Lehre durchgekämpft hat, unser Luther, wusste es wohl, welch' inniger Frömmigkeit diese tieffühlenden und hochdenkenden Seelen der Heiden fähig waren, als er im Hinblick auf seine entarteten christlichen Zeitgenossen, bei welchen wahre Frömmigkeit, ehe der Gottesmann sie auf-rüttelte und ihnen das Gewissen schärfte, zur Seltenheit geworden war, den schmerzerfüllten, aus seines Herzens Grunde sich emporringenden Wunsch aussprach: „Wollt' Gott, wir wären das mehrer Teil gute und fromme Heiden!“ — Heiden, wie Phidias, der den olympischen Zeus in frommem Glauben schaute, als er die unergründete, geheimnisvolle Macht der Gottheit in menschlicher Gestalt darzustellen unternahm und das Höchste und Edelste, das er empfand, der andächtigen Gemeinde in unnachahmlichen Bilde zeigte; — Heiden, wie Pindaros, der Hoherhabene, oder wie Sokrates, der Messias des Griechenvolkes, den sein heiliger, gottgewiesener Beruf in den Tod trieb.

Wir alle suchen Gott, und wir alle bedürfen seiner, nicht um eines Vorteils oder Nutzens willen, sondern weil in der menschlichen Seele ein unwiderstehlicher Zug liegt, der uns zum Herrn der Herren führt. Zu Gott Stellung zu nehmen bleibt keinem Menschen erspart, früh oder spät schlägt jedem das Gewissen: mit Angst und Grauen fühlt der Gottlose Gottes Macht, und mit beseligender Liebe naht der Herr allen seinen Getreuen. Suchet den Herrn von ganzer Seele und aus allem Vermögen, dann lässt er sich finden, gehet ihm entgegen, und er ist Euch nahe! So hat er sich auch den ihn suchenden Heiden gezeigt, ehe ihnen das Licht des Evangeliums strahlte.

Aus der Hand eines allmächtigen, allweisen, allgütigen, allumfassenden Gottes ist nach der Lehre des weisen Sokrates die Welt, die vollkommene, einheitliche Schöpfung des Allmächtigen, hervorgegangen. Inbegriff alles Guten ist Gott nach Plato: aus Güte hat er die Welt geschaffen und aus Güte erhält er sie. Wer fromm und gut ist, der nähert sich der unendlichen göttlichen Güte, die nirgend und niemals ungerecht ist. Nicht Opfer und Gaben verlangt der allgütige Gott: wer ihn wahrhaftig ehren will, lebe rein und tugendhaft.

Konnte der Mann, der so lehrte, noch an jene poetisch-mythologischen Göttergestalten glauben, welche die alten naiven Dichter ihr Volk gelehrt hatten? Wahrlich hätte der göttliche Plato den Polytheismus nicht weit hinter sich gehabt, nimmermehr würden christliche Kirchenlehrer Jahrhunderte lang aus ihm Wasser des Lebens geschöpft haben.

Ja, es ist so: die Dichter haben die Reinheit der wahren Religion vorher gefühlt und die Weltweisen den Einen Gott gekannt, — und doch wäre der Welt ohne Christo nimmermehr das Heil geworden. Auch der göttliche Plato konnte sich von der nationalen Beschränktheit seines Volkes nicht befreien, das sich in einseitigem Nationalstolze als „auserwähltes Volk“ betrachtete: wie das Judentum seine reine Gotteslehre, deren treuem Festhalten es seine weltgeschichtliche

Bedeutung verdankt, niemals über nicht-jüdische Völker zu verbreiten Lust und Fähigkeit gehabt hat, so hätte auch die griechische Philosophie in ihrer esoterischen Abgeschlossenheit niemals die Welt erobert. Judentum und Griechentum waren einseitig und mussten sich zu einer höheren Einheit vereinigen, der Religion des göttlichen Mittlers Jesus Christus, des Heilandes, der die Welt überwunden hat.

Die Völker haben sein geharrt,

Und als die Zeit erfüllet ward,

Da sandte Gott vom Himmelsthron

Das Heil der Welt, — ihm, seinen Sohn! —

Wir sehen, wie Christentum und klassisches Altertum auf einander angewiesen sind, seit den Tagen, da die Apostel in richtiger Würdigung der universalen Bedeutung der von ihnen gepredigten Lehre die schöne griechische Sprache zur Trägerin derselben wählten: wir könnten auch auf die weiteren historischen Beziehungen hinweisen, welche zwischen diesen beiden Grundlagen unsrer Kultur bestehen. Als Karl der Grosse in seinem weiten Reiche dem Christentum und der edleren Gesittung eine Heimat schuf, gründete er in Deutschland und Frankreich Klosterschulen, in welchen Geistliche und Laien auch die klassischen Studien pflegen sollten. Und wie damals, so lässt sich nachweisen, dass auch in anderen Zeiten, in welchen sich der menschliche Geist zu höherem Fluge erhoben hat, die Liebe zu den unsterblichen Werken der Griechen und Römer mit neuer Kraft erwacht ist. In Italien hat die Vermählung der Antike mit dem einheimischen Volkstum die vollendetsten Denkmäler der Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei erzeugt, in Frankreich entstammt ihr die klassische Zeit eines Molière, und wir Deutschen verdanken der Verehrung, die Klopstock und Lessing, die Schüler sächsischer Fürstenschulen, die unsere grössten Dichter Schiller und Goethe für das klassische Altertum hegten, die Blüte unserer Literatur, deren Werke ebendarum nur der gleich gestimmten, an denselben Vorbildern geschulten und mit denselben Stoffen genährten Seele zum vollen und ganzen Verständnis kommen können. 'Tote Sprachen' — so fragt der eine jener Dichturfürsten die Gegner der klassischen Bildung, deren es auch zu seiner Zeit nicht wenige gab, —

Tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar?

Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt?

Die antike Welt ist in Trümmer gesunken, aber in diesen Trümmern sind Keime des Lebens enthalten, welche bei allen Völkern Europas und nicht zum wenigsten bei uns Deutschen ihre befruchtende, neugestaltende Kraft bewährt haben und immer wieder bewähren werden. Noch heute leben jene Heldenthaten des Altertums, ungetrübt durch den Glanz deutscher Grossthaten, in unvergänglichen Schriftwerken fort und erfüllen die Herzen der Jugend wie ehemals mit Bewunderung: noch hat die hochherzige Gesinnung edler Staatsmänner und selbstloser Helden, deren markige Gestalten uns, von dem Glorienschein einer glänzenden Darstellung umgeben, in einfacher, erhabener Grösse entgegenleuchten, nichts eingebüsst von der Unmittelbarkeit jenes Einflusses, den alles wahrhaft Grosse und Bedeutende unfehlbar auf den Menschegeist ausübt. Unübertroffen, wie die Werke der griechischen Plastik, stehen die Literaturwerke des Altertums hoch erhaben da, und nur oberflächliche Kenntnis vermag ihre unerreichte Vortrefflichkeit zu leugnen. Wo giebt es bei allem Gedankenreichtum diese wundervolle Abrundung der Form, in welcher Wort und Sinn untrennbar und unlöslich mit einander verwachsen sind? Keine Uebersetzung kann den Genuss wiedergeben, welchen derjenige empfindet, der für diese enge Durchdringung von Inhalt und Form

sich ein Verständnis erworben hat, und es ist unmöglich, den Geist des Altertums, zu dem nur eingehende, liebevolle Beschäftigung führt, aus der leichten und flüchtigen Lektüre von Uebersetzungen zu begreifen. Einzig durch angestrengte Arbeit, jenes köstliche Gut, durch welches dem Menschen alles Edle zu teil wird, mag auch dieser Schatz gehoben werden:

Nur um Mühen des Lebens Güter alle uns ein Gott verkauft!

In unvergleichlicher Schönheit und Einfachheit strahlt, dem jugendlichen Geiste vollauf verständlich und dem Alter ein unerschöpflicher Quell der Erfrischung und des Forschens, noch heute wie vor drei Jahrtausenden der nie erbleichende Glanz der Homerischen Poesie, von der einen einzigen Gesang gelesen zu haben einst unserm Schiller das Dasein zu verlohnen schien: noch klingt so mancher zarte Ton des griechischen Liedes, wenn schon nicht mehr — zu ewigem Bedauern! — in vollerer Accorde und harmonisch austönender Melodie zu uns herüber, noch hallt in feierlichen Tönen Pindars Siegesgesang, und die meisterhaften Schöpfungen der grossen tragischen Dichter üben ihre erschütternde und läuternde Macht auf ein empfängliches Gemüt heute nicht weniger aus, als sie in Perikles' Tagen auf die im Dionysostheater zu Athen andachtsvoll versammelte Menge wirkten. Ja, Staunenswertes hat dies kleine, in sich so zerrissene Griechenvolk geschaffen! Welchen Zweig hätte es nicht an den Baum der schönen Litteratur gesetzt? Welche Wissenschaft nicht gepflegt oder allererst hervorgebracht? Der klassischen Zeit verdanken wir Epos und Lyrik, Tragödie und Komödie, Geschichtsschreibung und Beredsamkeit. Und nachdem der Kreis der schönen Litteratur abgerundet und vollendet war, schuf der Riesengeist des Aristoteles, mit dessen Universalismus sich kein Neuerer vergleichen kann, Staats- und Naturwissenschaft, Literaturgeschichte und Poetik und gab dem philosophischen Denken die Richtung, in welcher sich der menschliche Geist, wenn auch nicht ohne Fehlritte und Missverständnisse, auch im Mittelalter bewegt hat. Und als viel später unser Lessing im Laokoon die Gesetze der bildenden und dichtenden Kunst und in der Hamburger Dramaturgie die Gesetze des Dramas erforschte, — hat er da nicht vor allem aus den Werken eines Homer und Sophokles die fruchtbarsten Anregungen geschöpft, nicht Aristoteles' ewigen Kanon zur Richtschnur gewählt? Was Philologie sei, lehrte uns der grösste Philologe unseres Jahrhunderts, August Böckh. Aber lange bevor dieser grosse Mann die Altertumswissenschaft als Offenbarung des menschlichen Geistes im Altertum bezeichnete, hat die in der Wissenschaft selbst liegende Notwendigkeit die Philologie dahin gebracht, das unbewusst auszuführen, was Böckh als ihre Aufgabe hingestellt hat. Die Auslegung der überlieferten Werke und die mannigfachen Fragen der Kritik gingen mit grammatisch-lexikalischen Studien Hand in Hand: auch andere Gebiete der Altertumswissenschaft mussten berührt, die Altertümer und Literaturgeschichte gepflegt, die mythologischen und religiösen Vorstellungen der alten Zeit erkundet, die antike Kunst auf die in ihr herrschenden Gesetze geprüft werden. Indem sich der alte Satz bewährte, dass keine Wissenschaft für sich eine Sonderexistenz führen kann, dass sie alle verschwistert sind, alle ein gemeinsames Band umschlingt, traten Philologie, Theologie und Rechtswissenschaft in ein näheres Verhältnis zu einander, in welchem jede Wissenschaft zugleich gab und empfing. Dies Band hat sich allmählich gelockert, eine jede Wissenschaft sich bis zum gewissen Grade zur Selbständigkeit durchgearbeitet: aber schwerer Schaden würde daraus entstehen, wollten sich die Geisteswissenschaften von dem gemeinsamen Boden wegwenden, aus dem sie alle emporgewachsen sind, und ohne Rücksicht und Verständnis für einander eigenen, beschränkten Zielen zustreben. Für die mannigfachen Richtungen der Sprachwissenschaft ist diese Besorgnis am wenigsten zu hegen. Ja, so eng verbunden durften deutsche und klassische Philologen eine Zeit lang zusammengehen, dass es Meister gegeben hat, welche auf beiden Gebieten der Sprachwissenschaft den Reigen geführt

haben, — und die wahrhaft bedeutenden Geister werden auch jetzt, wo die Vielseitigkeit der Aufgaben die gleichzeitige Beherrschung mehrerer Gebiete nicht mehr zulässt, in Treue und Dankbarkeit schwerlich das Bewusstsein verlieren, welcher Boden sie genährt habe, wo das Mutterhaus aller Sprachforschung sei. Lange haben Deutschlands wissenschaftliche und nicht zum wenigsten seine auf einer tüchtigen Schulbildung beruhenden philologischen Bestrebungen, die, nicht zufrieden mit den Grenzen der klassischen Sprachen, auch die deutsche Muttersprache und das gesamte weite Gebiet der übrigen Philologie mit umfassten, die allgemeinste Anerkennung der fremden Nationen gefunden, lange sind unsere gelehrten Schulen als Musteranstalten betrachtet worden, bevor der Name Deutschlands geachtet war, ein mächtiger Kaiser ein grosses Reich regierte und die deutsche Heeresverfassung den Weg durch Europa genommen hatte. In der Schule wurzelt Deutschlands Kraft und Herrlichkeit! Hier ward auch jener Idealismus genährt und grossgezogen, dem zu rechter Zeit die That entsprungen ist.

Retten wir uns dies Kleinod! Dann wird aus der Verachtung des Nutzens auch ferner Nutzen entstehen, wie nach einem alten Worte der Verächter des Ruhms den wahren Ruhm davonträgt. ‚Noch‘, so hoffen wir, ‚buhlt ja nicht um Gewinn die Muse, ist nicht Söldnerin‘: noch gilt bei den echten Jüngern der Wissenschaft nicht das verführerische, uralte und doch ewig neue Wort: ‚Geld, Geld ist der Mann‘, das einst schon Aristodamos im Staate des Lykurgos vernehmen liess: auch der Arme ist geehrt, wenn er erworben hat, was der Ehre wert ist, und wer sich wahre Bildung verschafft hat, besitzt in sich einen Schatz, den nicht Motten noch Rost fressen. Die ächte Wissenschaft ist um ihrer selbst willen da, nicht niedrige Magd, sondern Herrin und Königin. Mit Freiheit begabt sie ihre Jünger und lässt sie Haupt und Herz erheben, dass sie jagen nach dem, was allein das Leben lebenswert macht, hoheitsvollem Sinn, echter Wahrheitsliebe, Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, Fleiss und Liebe zu allem Guten.

Ich sage das nicht, als ob ich den realen Bildungsanstalten den idealen Sinn absprechen wollte: ich weiss, dass auch von ihnen wissenschaftlich tüchtige, geistig bedeutende, idealisch gesinnte Männer ausgegangen sind, und ich nehme für das Gymnasium kein Bildungsmonopol in Anspruch: aber ich lege Verwahrung ein gegen die von den verschiedensten Seiten gegen das humanistische Gymnasium gerichteten Angriffe, als genüge es den Forderungen dieser Epoche nicht mehr! Da jagt in unsrer neuerungssüchtigen Zeit ein Reformplan den andern, ein ‚zeitgemässer‘ Vorschlag drängt den andern, und nicht zwei der Reformatoren haben die gleiche Meinung: so verschieden malt sich in diesen Köpfen das Zukunftsbild unserer Gelehrtschulen!

Gewiss sind alle irdischen Dinge dem Wechsel unterworfen, und auch das Gymnasium hat sich demselben trotz der Beständigkeit seiner Grundlagen nicht entziehen können. Der lebendige Gebrauch der lateinischen Sprache, in der man vor Zeiten auf dem Gymnasium dichtete und lehrte, in welcher sich deutsche Gelehrten jeder Fakultät leicht und gewandt bewegten, als unsere eigene Sprache noch tief in der Barbarei verharrte, hat zurücktreten müssen, und das Griechische ist ohnehin bis zu diesem Grade mündlicher und schriftlicher Beherrschung nie getrieben worden. Eine Fülle von heterogenen Bildungselementen hat allmählich den Weg in unsere Gymnasien gefunden, deren Vielheit die Gründlichkeit der gymnasialen Vorbildung nur allzusehr zu gefährden geeignet ist. Je weiter das menschliche Wissen an Umfang und Tiefe gewonnen hat, desto mehr Stoffe möchte man dem Gymnasium zuführen, und desto grösser ist die von solcher Ueberlastung drohende Gefahr. Die neueren Sprachen überliess man früher dem Privatstudium, Mathematik und Naturwissenschaften wurden lässig betrieben, die Geschichte beschränkte sich auf ein kleineres, leichter übersehbares Gebiet, und die Schätze der älteren deutschen Litteratur waren noch nicht wieder

entdeckt. Man mag mancherlei von diesen Dingen, welche in ihrer Summe und Ausdehnung fast ein Uebermass von Forderungen an den jugendlichen Geist zu stellen scheinen, weg wünschen oder eine Ermässigung des zu Leistenden für geboten halten: — dass der Deutsche jemals auf das Recht verzichten sollte in den höheren Schulen seines Landes von der geistigen Entwicklung des eigenen Volkstums zu vernehmen, dass man es dem Zufall persönlicher Neigungen überlassen sollte, welchen Teil der deutschen Literatur ein jeder durch Privatstudium kennen lernen und bis zu welchem Grade des Verständnisses er im Einzelnen gelangen will, scheint unmöglich und undenkbar. Auch Mommsens Autorität wird das nicht ändern. Wie die einheitlichen literarischen Bestrebungen aller Deutschen in den Zeiten politischer Zerrissenheit das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme lebendig erhalten und den Drang nach Einheit nicht zum wenigsten gefördert haben, so muss das nationale Bewusstsein jetzt, nachdem ein mächtiges deutsches Reich erstanden ist, mit um so grösserem Rechte die Pflege einer Litteratur verlangen, auf deren Besitz wir Deutschen stolz sein dürfen. Wir haben jetzt ein geeintes Vaterland und lieben es über alles! Nach Jahrhunderten kläglicher Zerissenheit und Ohnmacht sind wir zu der Einsicht gelangt, dass wir nur durch Unterordnung der Sonderinteressen unter ein Allgemeines und opferwillige Hingabe an das gemeinsame grosse Vaterland gross und stark sein können. Auch die Vaterlandsliebe ist ein Ideal; sie ist eine Tugend, in deren Pflege wir uns alle, welcher Gesinnung wir auch sonst sein mögen, einig wissen. Wir vergessen es nicht, was der Deutsche der verständnisvollen Aufnahme fremder Elemente verdankt, aber wir bleiben uns bewusst, dass wir als Deutsche die Söhne einer Mutter sind, der wir treue Liebe und allzeit bereiten Gehorsam schulden. Nach langem Ringen ist durch blutige Kämpfe die Sehnsucht unserer Väter erfüllt: aber es ist uns nimmer bestimmt, im Besitze der erworbenen Güter zu ruhen: an uns alle, vornehmlich aber an die deutsche Jugend ergeht die Mahnung des Dichters:

Was du ererbst von deinen Vätern hast,
Erwirb' es, um es zu besitzen.

Wohlan, lieben Schüler! So rüstet Euch denn in dieser feierlichen Stunde mit heiligen Vorsätzen aus! Gelobet dem Vaterlande treu zu sein in Not und Gefahr und dient ihm in Arbeit und Erfüllung der Pflichten, welche Ihr als Schüler dieser Anstalt bei Eurem Eintritt in dieselbe übernommen habt und an die Euch heute zu erinnern meines Amtes ist. Ich habe die Schwachen zu tragen und den Erlahmenden zu helfen gelernt; denn ich weiss, dass wir alle einander bedürfen und kein Mensch ohne Fehler ist: aber wer Nachsicht verlangt, muss sie verdienen durch ehrlichen Fleiss, lautere Gesinnung, willige Unterordnung unter das Gesetz und aufrichtiges Streben! —

Wir alle aber fassen die Gelübde, die wir dem Vaterlande am heutigen Tage erneuern, zusammen in dem einhelligen Rufe: Unser erhabener Kaiser und König, der Schirmherr des deutschen Reiches, unter dessen mächtigem Schutze wir uns der stillen Arbeit unseres Berufes in Frieden freuen können, Se. Majestät Kaiser Wilhelm II., er lebe hoch! —



...